

Britisches Abkommen mit der EU

Hat Boris Johnson besser gepokert als die Schweizer?

PETER A. FISCHER

Der britische Premierminister Boris Johnson verkauft das Handels- und Kooperationsabkommen als grossen Erfolg seiner starken Nerven. Grossbritannien habe die EU in den wichtigsten Fragen zum Einlenken bewegt. Es gebe keine Übernahme von EU-Recht mehr, und bei Streitfragen spiele der Europäische Gerichtshof keine Rolle mehr – Grossbritannien sei wieder «souverän».

Wenn manche Schweizer Kritiker des mit der EU ausgehandelten Rahmenvertrags deshalb jublieren, ist das ihr gutes Recht. Viele zeigen dabei auch, dass sie (ähnlich wie die «Brexiters») eine deutliche Reduktion der wirtschaftlichen Integrationstiefe mit der Europäischen Union anstreben. Denn Grossbritannien kann künftig zwar Güter ohne Zölle und Kontingente aus der EU importieren und in diese exportieren. Doch die exportorientierten britischen Firmen werden in Kürze nachweisen müssen, dass ihre Güter alle EU-Vorschriften erfüllen. Diese werden sie an der Grenze deklarieren und überprüfen lassen müssen. Wo vorher eine britische Zulassung genügte, müssen neu Zertifizierungsstellen innerhalb der EU angerufen werden. Und sollte Grossbritannien in den Augen der EU protektionistisch handeln, kann Brüssel Ausgleichszölle erheben.

Die Schweiz hat bisher einen anderen Ansatz gewählt. Keinen Zoll zahlen zu müssen, ist dabei schon lange nicht mehr das Wichtigste. Für die eng-

in grenzüberschreitende Wertschöpfungsketten eingebundenen Firmen ist es zentral, gleichberechtigten Zugang zum ganzen EU-Binnenmarkt mit seinen 27 EU- und 3 Efta-Ländern zu haben und dort nicht durch unterschiedliche Standards und eine fehlende Anerkennung oder Zertifizierung behindert zu werden. Es ist für Schweizer Unternehmen auch sehr wichtig, dank der Personenfreizügigkeit im Wettbewerb um gesuchte Spezialisten einen gleichberechtigten Zugriff auf den grossen gemeinsamen Arbeitsmarkt zu haben. Denn dem aufwendigen und mühsamen Verfahren für eine Arbeiterlaubnis für Personen aus Drittländern sind gerade kleine und mittelgrosse Firmen nicht gewachsen.

Die Europäische Union wiederum sieht den freien, möglichst unverzerrten Wettbewerb nicht zu Unrecht als zentralen Vorteil ihres Binnenmarkts. Sie besteht deshalb darauf, dass, wer daran voll partizipieren will, auch die gleichen Spielregeln einhalten soll. Damit im Spiel der Bessere gewinnt, soll nicht die eine Seite sagen dürfen, sie bringe zwar ein äquivalentes Goal mit, aber es sei halt um einiges schmaler. Das hat die Schweiz bisher im Grundsatz akzeptiert. Sie überantwortet damit ihre Souveränität nicht der EU, übernimmt jedoch (etwas weniger umfassend, aber ähnlich wie die Länder des Europäischen Wirtschaftsraums) dort – und nur dort – EU-Regeln und damit EU-Recht, wo sie volle Partizipation am EU-Binnenmarkt will. Dass sie mit sehr langen Voranmeldefristen für Entsendete und hohen Kautionspflichten

Der bilaterale Weg schränkt die Souveränität ein, er bietet aber wirtschaftlich substanziell mehr als ein Freihandelsabkommen à la Grossbritannien.

ten jahrelang versucht hat, dennoch ihr Tor zu verengen, und sich dabei einer gütlichen Lösung verweigerte, hat für einigen Missmut gesorgt. Die EU besteht deshalb nun auf einer geregelten Übernahme veränderter Regeln (bei deren Erarbeitung die Schweiz mitwirken kann) und auf einem wirksamen Streitschlichtungsmechanismus. Weil der Europäische Gerichtshof in Luxemburg darüber wacht, dass die grundsätzlichen Regeln in allen 27 Mitgliedstaaten einigermassen einheitlich interpretiert werden, wird es schwierig werden, ihn ganz aus dem Spiel zu lassen. Zielführender dürfte sein, dem Schiedsgericht Spielraum zu sichern und in den strittigen Punkten (Unionsbürgerrichtlinie, flankierende Massnahmen) klar zu limitieren, was unter den Marktzugang fällt, der einheitliche Regeln erfordert – und was nicht.

Ja, der bilaterale Weg schränkt die Souveränität in restriktiv definierten Bereichen ein im Tausch gegen die Partizipation am EU-Binnenmarkt, er bietet aber wirtschaftlich substanziell mehr als ein Freihandelsabkommen à la Grossbritannien oder Kanada und bewahrt doch viel mehr Freiheit und Souveränität als ein EU-Beitritt.

Die Schweiz wird entscheiden müssen, wie viel ihr das wert ist. Es wäre töricht, nicht hart zu verhandeln, aber wenn es dem Bundesrat gelingt, mit der EU ein mehrheitsfähiges Rahmenabkommen zu schliessen, das den bilateralen Marktzugang ausbaufähig erhält, hat Boris Johnson die schlechten Karten.

Verloren im Warteraum – Sein und Zeit und Corona

Vergehen die Corona-Tage schnell oder langsam? Keiner weiss es sicher. Die Pandemie raubt uns die Zeit, wie wir sie bisher gekannt haben.

Gastkommentar von Manfred Schneider

Einer der wenigen Exportschlager der deutschen Sprache ist das Wörtchen «Zeitgeist». Im Englischen hat man daraus das Adjektiv «zeitgeisty» gebildet, das manche Zungen dort sogar noch zum Superlativ «zeitgeistiest» steigern. Gegenwärtig ist ohne Zweifel Boris Johnson «the zeitgeistiest chancellor».

Das Wort hat im Englischen zum Teil das alt gewordene Synonym «modern» verdrängt, das seit gut 200 Jahren innovative, wegweisende Tendenzen anzeigte. «Modern» ist auch im Deutschen nichtssagend geworden. Unsere Gegenwart fühlt sich nicht mehr modern an. Und in unserer Zeitvorstellung bewegen wir uns auf keiner Fortschrittsbahn mehr. Kein Messias wartet in der Zukunft auf uns, um uns klüger, besser, reicher, gerechter und friedlicher zu machen. Die Hoffnung unserer verbliebenen Moderne sind nur noch technischer und wissenschaftlicher Fortschritt. Das ist gewiss nicht wenig. Doch wir glauben nicht mehr an eine bessere Welt, sondern wir hoffen nur noch, dass sie halbwegs bewohnbar bleibt.

Im deutschen Sprachraum will «Zeitgeist» weder Adjektiv noch Komparativ werden. Man misstraut dem Zeitgeist vielmehr, weil sein Zug in die Zukunft flüchtig, gedankenlos und von namenlosen Mächten getragen scheint. Blickt man in die Geschichte des Wortgebrauchs zurück, dann erlebte das Wort «Zeitgeist» stets dann eine Konjunktur, wenn sich die Zeiten grundlegend änderten. In Krisen wurde das Wort besonders «zeitgeisty». Auch gegenwärtig spüren wir, wie uns der Wandel erfasst und sich eine andere Welt vorbereitet. Und eben daher beginnen wir, aus unterschiedlichen Gründen, mit der Geschwindigkeit der Zeit hadern.

Das Virus vom Weltschmerz

Vergeht die Corona-Zeit schnell oder langsam? Was sagt uns unser Zeitgeistgefühl über das Tempo, das uns die freie Zeit nimmt und uns stattdessen

eine Menge unerwünschter Zeit aufbürdet, die wir in Quarantänen und Intensivbetten abwarten müssen? Wir Corona-Zeitgenossen stecken darum in einem Gemütsstief, weil die Pandemie eine fundamentale Veränderung unseres Lebens ankündigt. Aber wir wissen nicht, wie und wann sie endlich abgeschlossen ist. Das Nachdenken über die Zeit, ihre Geschwindigkeit, ihre Unheimlichkeit, über die Verluste, die die heraufdämmernde Zukunft abfordern wird, vor allem die Flüche auf das, was als «zeitgeisty» gilt, sind in den Epochen des Umbruchs besonders intensiv.

Die deutsche Romantik, die vor gut 200 Jahren mit dem Abschied der Könige, mit dem Aufkommen des Liberalismus, mit den Zeitungen und der industriellen Revolution haderte, hat das Wort «Zeitgeist» erfunden und nach ihm gegriffen wie nach einem Rettungsanker. Als liesse sich noch einmal die neue Welt der Technik und Urbanität durch Wortkunst vertreiben. Und zugleich damit vermehrte sich damals auch das Wörtchen «Weltschmerz» virusartig auf vielen Lippen. Der Weltschmerz bezeichnete genau das Zeitgefühl derjenigen, die sich vom Zeitgeist abgehängt fühlen.

In der Berghof-Welt

Eine ähnliche Blüte an weltschmerzlicher Zeitmeditation und Zeitphilosophie erlebten die Literatur und die Philosophie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. In diesen Jahren erschienen unter anderem Henri Bergsons «Zeit und Freiheit», Marcel Prousts «Suche nach der verlorenen Zeit» oder Martin Heideggers «Sein und Zeit». Das Buch der Epoche aber, «the zeitgeistiest novel», wurde Thomas Manns «Zauberberg». Der Roman spielt zwischen 1907 und 1914 in dem Davoser Sanatorium Berghof, hoch in der von Europas Konflikten verschonten Alpenwelt. Im Alltag und in den Gesprächen der Tuberkulosepatienten des Sanatoriums

zeichnet sich plastisch das Bild der politischen und geistigen Lage nach 1910 ab. Im Zeitgeistgefühl der Kranken auf den Bergen scheint die Welt noch einmal stillzustehen, ehe dann der Erste Weltkrieg das unvermeidliche Ende der Epoche herbeiführt. Mühelos lassen sich in der Berghof-Welt von 1910 Züge unserer Corona-Zeit wiedererkennen. Denn es sind infizierte Kranke, die auch dort in einer zeitenthobenen Quarantäne das Spiel von Leben, Tod und Hoffnung spielen. Sie schauen täglich auf ihre Fieberkurven wie heute die Weltgesellschaft auf die Zahlen ihrer Erkrankten und Toten. Die einen wollen die Zeit stillstellen, die anderen wollen aus ihr heraus.

Man konnte im Davoser Berghof um 1910 und man kann in der Corona-Welt von 2020 nur auf die in der Zeit wirksamen Kräfte, vor allem auf die der Wissenschaft, vertrauen. Für die einen bedeutet die Zeit des Wartens eine Atempause im Tempo der Veränderung, für die anderen ist es eine leere Zeit. Viele Zeichen deuten darauf hin, dass es keine gemeinsame Zeit mehr gibt. Unser Zeitempfinden ist asynchron. So wie wir das Vertrauen auf kontinuierliche Erneuerung und Verbesserung der Moderne an einen unberechenbaren Zeitgeist abgeben mussten, so ist uns auch der gemeinsame Begriff von Gegenwart, Zukunft und Dauer abhandengekommen.

Dieses unterschiedliche Erleben und Deuten der jeweils eigenen Gegenwart hat immer schon die Epochen oder Perioden der Ungewissheit geprägt. Die Romane Prousts und Manns, die vor einhundert Jahren erschienen, sind daher Konversationsromane. Über viele Seiten hinweg erstrecken sich darin «zeitraubende» Gespräche und Kontroversen. Während sich in Prousts Salons die vornehme Welt über die

Dreyfus-Affäre in Konservative und Liberale spaltet, sieht Thomas Mann in seinem Roman die Epoche zerrissen zwischen zynischem Antihumanismus und aufgeklärtem Fortschrittsglauben.

Ein Querdenker im «Zauberberg»

Immerhin aber finden in den Salons und Sanatorien die Gespräche noch statt! Die heftigen Debatten, oft aber auch die alltäglichen Gespräche stehen noch im Zeichen des Bemühens, ja vielleicht auch des gemeinsamen Verpflichtungsgefühls, eine Deutung der epochalen Krankheit zu erarbeiten. Heute jedoch scheint die tief reichende Spaltung im Zeitgefühl der westlichen Welt durch keine Konversation und durch keinen Diskurs mehr zu heilen.

Wir können uns nicht mehr darüber einigen, wie wir die Krankheit unserer Zeit moralisch und politisch bewältigen sollen. Viele der konservativen, beharrenden Geister unserer Tage verbinden ihr Verlangen, den Wandel aufzuhalten oder zu alter nationaler Souveränität zurückzukehren, mit einer Lesart der Krankheit, wonach die Corona-Infektion gar keine pandemische Katastrophe sei. Oder dass sie von äusseren Mächten eingeschleust wurde. Warum bewohnt das Leugnen der Übel und der Wunsch, die Zeit aufzuhalten, die gleichen Köpfe? Und warum verbindet sich dieses Leugnen weltweit mit der vermessenen Idee, für die Chimäre des Aufhaltens zur Not auch Recht, Frieden, Freiheit und am Ende die Erde zu opfern?

Der Theologe Naphta im «Zauberberg» könnte in der ersten Reihe der sogenannten Querdenker stehen. Er erklärt, dass die Würde des Menschen gerade in der Krankheit bestehe. Die Hoffnung und die wissenschaftliche Bemühung um die Heilung der Krankheit sind ihm nichts wert. Sein Hohehlid auf die Krankheit verbindet er mit heftiger Ablehnung von Demokratie und dem terroristischen Wunsch, mit «heiliger Grausamkeit» die alte Welt wiederherzustellen.

Wie ein Vergrößerungsglas

Die leere Zeit des Wartens, die den Menschen weltweit im Home-Office, in verriegelten Läden, in Quarantänen oder auch in geschlossenen Seniorenheimen auferlegt wird, wirkt wie ein Vergrößerungsglas. Sie macht in der heutigen Lage den unversöhnlichen, eigentlich kriegerischen Streit darüber sichtbar, wie wir uns zur Veränderung stellen. In der zynischen Haltung zur Krankheit und in der erlahmenden Kraft, das Unvermeidliche in die Deutung der eigenen Zeit einzurechnen, zeigt sich das alte eingetübte Denk- und Verhaltensmuster der Weltschmerz-Parteien von 1800 oder 1914. Sie bürdeten alle Schuld an den Übeln dem Zeitgeist auf, den Medien, der Wissenschaft, der Politik und gerne auch dunklen Mächten.

Nicht alles, was der Zeitgeist sagt und ankündigt, ist tiefgründig und weise. Wir müssen den Weltschmerz ertragen und uns im Warten üben. Sollte doch ein Messias erscheinen, dann wird er uns allenfalls die Erhaltung des Lebens schenken. Das ist nicht wenig. Darum: «keep zeitgeisty»!

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.